

Lyonel Trouillot

Die schöne Menschenliebe

Roman

Aus dem Französischen von
Barbara Heber-Schärer und
Claudia Steinitz

liebeskind

Das Meer war großzügiger gewesen als sonst, und die Fischer hatten am Tag einen solchen Vorrat an Langusten und Roten Schnappern gefangen, dass sie am Abend, nach ihrer Rückkehr ins Dorf, als sie die Boote vertäut und ihre Gefährtinnen beruhigt hatten, die Zeit mit Gesängen über das Meer verbrachten und den Blick zu den Sternbildern erhoben, weshalb sie die lodernden Flammen des Brandes nicht sahen. Seit Fischersgedenken hatten sie keinen besseren Morgen und keine bessere Nacht erlebt, und wäre da nicht die leibhaftige Erinnerung an die Speisen und Küsse gewesen, hätten sie sicher geglaubt, nur geträumt zu haben. Das werden die Männer dir sagen. Die Frauen werden hinzufügen, dass an diesem Abend der Wind einen frischen Duft hertrug, ein Gemisch aus Balsam, Jasmin und Ylang-Ylang. Sie waren glücklich und wurden wieder zu kleinen Mädchen, schliefen bei offenem Fenster ein und träumten von schönen Kapitänen. Seit Fischersfrauengedenken waren sie nie so weit gereist, hatten sie nie schönere Landschaften gesehen, nie süßere Umarmungen und schönere Begegnungen erlebt. Kein Brandgeruch störte ihre Träume. Das werden sie dir sagen. Wenn du dann noch Einzelheiten wissen willst, was etwa die anderen taten, die weder Fischer noch Frau eines Fischers waren,

noch auf erstere Funktion reduziert werden konnten, denn der Fischerberuf verbietet keineswegs, außerdem Trommler, Würfelspieler oder Philosoph zu sein, wirst du hören, dass Justin, der ehrenamtliche, autodidaktische Gesetzgeber, bis zur Morgenröte an seinem Kodex neuer Gesetze im Dienste des Glücks gearbeitet hatte, und zwar am wichtigsten Kapitel, in dem es um die freie Vereinigung, den Tausch von Gaben und andere Alltagstugenden geht. Ganz erregt und stolz auf seine Vorschläge hatte er seinen Stuhl ans Meer gestellt, um bei einer Tasse Corossoltee auf den Anbruch des Tages zu warten, und so konnte er nichts anderes bezeugen als das sanfte Feuer der aufgehenden Sonne. Der Maler Frantz Jacob, sein Neffe und das Mädchen Solène mit ihrer wilden Schönheit hatten einen Teil der Nacht damit verbracht, über Malerei zu reden, sie sprachen über die Stärken und Schwächen von Linien und Farben, ihre Macht und ihre Ohnmacht, die Dinge so wiederzugeben, wie sie sind und zugleich wie sie nicht sind, und von der Kunst kamen sie aufs Leben und die Arroganz derer, die behaupten, unter allen Umständen den Unterschied zwischen Handeln und Denken, Traum und Wirklichkeit, Lüge und Wahrheit bestimmen zu können. Die Nachtvögel hatten viel gesungen, aus dem Stegreif improvisiert, und so ihren Teil zum Gespräch beigetragen. Versucht man dann, die Atmosphäre zu beschreiben und einen Überblick zu geben, wirst du erfahren, dass das Meer ruhig war und die Stimmung friedlich, keinerlei Anzeichen von Erregung, weder Migräne noch Zahnschmerzen, hatte den Schlaf der Kinder gestört, die die Mütter

ihren Träumen überließen und mit den Bitten um Zärtlichkeit und Milch bis zum Morgen warteten. Trotz seiner Armut hatte der kleine Küstenort Anse-à-Fôleur einen Tag und eine Nacht erlebt, die fast vollkommen waren, und niemand konnte irgendetwas über Ursachen und Umstände des Brandes sagen. Am Morgen nach dem Drama, wenn es denn eines war, um acht Uhr, nachdem er den Kaffee getrunken hatte, den seine Gefährtin ihm zubereitet hatte, und seine Liebste zum Dank geküsst hatte – ein seit zwanzig Jahren Zusammenleben unabänderliches Ritual –, stellte der Sektionschef, der einzige Vertreter der Staatsmacht im Ort, bei seinem Rundgang fest, dass der Platz der Häuser leer war, abgesehen von zwei identischen Häuflein Asche, und dass der Oberst und der Geschäftsmann nicht wie üblich triumphierend am Strand entlangmarschierten. Ohne seine Gefährtin um Rat zu fragen – sie hätte ihm unweigerlich von einem Vorgehen abgeraten, das für die Dorfgemeinschaft ohne jedes Interesse war, und ihn davor gewarnt, Kräfte von außen herbeizurufen, um ein lokales Problem zu lösen –, fuhr er mit dem Fahrrad ins nächste Dorf, wartete eine Stunde, bis er mit der Hauptstadt verbunden wurde, und informierte die Behörden.

Das werden sie dir sagen, wenn sie Lust haben zu reden. Sie leben vom Meer und vom Regenbogen, deshalb reichen ihnen oft die Farben. Häufig sind sie den ganzen Tag am Meeresufer unterwegs, ohne ihre Gedanken in Worte zu fassen. Es ist nicht wie hier, wo sich das Leben vor der Stille fürchtet. Wenn man hier nicht schon beim Aufwachen bereit ist, in den Kampf zu ziehen, hat man kein Leben vor sich. Brot muss erjagt werden wie Wild, und da es nicht genug für alle gibt, hat der Lärm die Hoffnung ersetzt. Was du am Flughafen erlebt hast, zwanzig in allen Sprachen radebrechende Gepäckträger für einen einzigen Koffer, ist noch gar nichts. Warte, bis wir ins Zentrum kommen. Wir müssen einmal quer durch die Stadt und werden bis zum Nordbahnhof im Lärm versinken. Ausländer werden oft taub in dem Getöse von Dingen, Tieren und Menschen, in dem sie unfreiwillig gelandet sind. Der Lärm macht alle und alles gleich. Töpfe. Auspuffrohre. Marktschreier, die von Elixieren bis zu Antibiotika, Bleichcremes und Zunehmpillen alles verkaufen. Ordnungshüter, die Getreide-, Obst- und Gemüsehändlerinnen von der Straße vertreiben. Freiwillige von der Gesundheitsfürsorge, die durch ihr Megafon die Vorteile von Muttermilch und Händewaschen anpreisen. Keiner kann sich so

viele Geräusche gleichzeitig anhören, die sich überlagern, widerstreiten, dir das Trommelfell durchlöchern und die Illusion von Bewegung einhämmern. Die Schlangen vor dem Einwanderungsbüro und dem Sozialministerium, die Drohungen der Sicherheitsleute und die Reaktion der Menge, du kannst mich mal, wir warten schon wochenlang. Die Motorradtaxis, die sich zwischen den Autos hindurchschlängeln. Die Geldwechsler, die Passanten ihre Scheine unter die Nase halten, um Kunden anzulocken, und dir Falschgeld zum Tageskurs verkaufen. Die Verkehrspolizisten, die mitten auf der Straße mit ihren Geliebten schäkern. Die Fußgänger, die zusammenstoßen und sich gegenseitig die Schuld geben. Der Lärm im Stadtzentrum ist wie die Armut, man wird nie damit fertig. Immer, wenn man die Armut in eigens für sie geschaffene Viertel gebannt zu haben glaubt, schwappt sie darüber hinaus und taucht woanders auf. Mit dem Lärm ist es dasselbe. Unmöglich, eine Liste aufzustellen. Die Tanklastwagen, die röchelnd und spuckend die Hügel hinaufkriechen. Die großen Kinder. Die kleinen Kinder. Die Noch-Kinder, die Kinder machen. Die verirrtten Kugeln. Die religiösen Fanatiker, die Weltuntergangsverkünder, die dir vorwerfen, Jesus nicht als persönlichen Retter angenommen zu haben. Die Sirenen der offiziellen Geleitfahrzeuge. Die Radios der fliegenden Händler auf den Gehsteigen, die endlos Unglücksmeldungen und die Lottozahlen ausspucken. Die Menge, die Haltet den Dieb schreit. Der Dieb, der sich unter die Menge mischt und noch lauter schreit als alle anderen. Die Hundekämpfe zwischen den kleinen und den

großen, wie bei den Menschen, bei denen die kleinen geschlagen und winselnd die Flucht ergreifen, nur um zurückzukommen und erneut Prügel zu beziehen. Die Gaffer – Arbeitslose und Lastträger –, die es leid sind, noch einmal dasselbe Schauspiel zu sehen, auch wenn's kostenlos ist, und sich mit Stöcken bewaffnen, um die Meute auseinanderzutreiben. Der Lärm kennt auch Stimmungen, wie das Leben. Wenn du aufpasst, kannst du den Lärm der Wut von dem des Wartens und der Müdigkeit unterscheiden. Hier ist der Lärm der einzige Beweis für die schwere Aufgabe der Existenz, und er ist nie arbeitslos. Wenn man alles andere verloren hat, bleibt einem nur noch die Zeit zu verlieren. Hör dir den Lärm der verlorenen Zeit an. Durchgelaufene Schuhe, die über das Pflaster schlurfen. Horden von Milizionären. Demonstrationen. Die Witwen auf dem Champ de Mars, die Gerechtigkeit für ihre ermordeten Ehemänner fordern – zu Lebzeiten haben sie ihnen zwar nicht viel genutzt, aber ein tragischer Tod hat sie sympathisch gemacht; der Verein der Opfer des Staatsanleihen-Schwindels, die vergeblich auf die Rückerstattung ihrer Investitionen hoffen; Tagelöhner im Straßenbau, die durch Schutt watend ihren seit Monaten ausstehenden Lohn verlangen. Fußballreporter, die auch noch in der Halbzeitpause herumbrüllen und Reklame für importierten Reis und Mantega machen. Rap. *Compas*. Die irrwitzigen Dezibel der öffentlichen Transportfahrzeuge. Das Fauchen der an illegal angezapften Stromleitungen hängenden Schweißbrenner. Mitarbeiter des Elektrizitätswerks, die die Kabel abklemmen. Menschentrauben um Epileptiker,

die vor einem Schaufenster zu Boden gestürzt sind. Selbst der Tod und die Nostalgie beteiligen sich an dem Konzert ... Hör sie dir an, all diese Geräusche des Lebens, das aufs Leben pfeift. Das, was es früher mal war, und das, was davon übrig ist ... Das »Früher« der alten Herren, die, in den Paradiesen der Erinnerung verloren, die Straße überqueren und von den Autofahrern angebrüllt werden. Die Fans des Alten Tigers (Le Violette Athletic Club) und des Alten Löwen (Racing Club), die über die alten Zeiten plaudern, weil die Clubs trotz ihrer großspurigen Raubtiernamen heute nur noch jämmerlich sind. Der traurige Schritt und die staubbedeckten Schuhe bettelarmer Eltern, die einem stotternden Leichenwagen folgen. Eine nackte Frau, die den Passanten weinend die Geschichte einer leidenschaftlichen Liebe erzählt, beten Sie für mich, Monsieur, verstehen Sie mich doch, Madame. Die Barfußbands, die nicht erst im Karneval Musik machen. Die wegen Zahlungsunfähigkeit der Eltern aus Privatschulen geflogenen Schüler, die auf der Straße herumlungern und neue Spitznamen für die Verrückten erfinden. Die Verrückten, die sich umdrehen und die Schüler mit Steinwürfen und Flüchen verfolgen. Die ...

... Gut, gut, ich hör auf. Ich könnte noch lange weitermachen, aber vielleicht langweilt's dich. Nur zwei Dinge musst du noch wissen. Erstens: Nach den Bildern zu urteilen, können wir es mit anderen Hauptstädten an Reichtum und Sehenswürdigkeiten sicher nicht aufnehmen. Wenn Touristen, die wie du aus schönen Städten kommen, mich anhalten lassen, um schnell ein Foto zu schießen, betrachten sie das Bauwerk von oben herab, obwohl sie zu dessen Füßen stehen. Ein zu Vertraulichkeiten und Werturteilen neigender Kunde, ein Geschäftsmann mit einem Bauch, der schnurstracks auf den Infarkt zusteuerte, und gerötetem Gesicht, weil er sich während seines ganzen Aufenthalts mit Rum abgefüllt hatte, sagte mir im Ton des Weisesten der Weisen, als schlug er die schönste Seite im Buch der Offenbarungen auf: »Dies ist ein Land der Hyperbeln. Ihr gebt kleinen Dingen sehr große Namen: Basilika, Avenue, Palast ...« Ich musste die Bedeutung von »Hyperbel« nachschlagen. Literatur ist nicht meine Stärke, ich versteh mich besser auf Bilder. Aber nein, Monsieur, wir haben so große Basiliken, Avenuen und Paläste, wie wir können. Die Hyperbel ist sozusagen ein natürliches Gewächs im Herzen der Menschen, wenn sie von zu Hause reden. Beweis: Wenn unsere Leute in deiner Heimat wa-

ren und zurückkommen, erzählen sie nicht nur von schönen Dingen. Sie haben nicht nur Wunder gesehen. Wo steht aber auch geschrieben, dass Worte die Dinge in ihren richtigen Dimensionen bezeichnen können! Ich bin sicher, dass sie in deiner Stadt auch nicht schlecht übertreiben. Wir tragen alle dick auf. In jedem Land gibt es einen großen Unterschied zwischen dem Nationalfeiertag und dem Rest des Jahres, zwischen den offiziellen Reden und dem Alltagsgestammel, zwischen den Postkarten und dem Hundeleben eines Normalsterblichen. Erzähl mir nicht, dass bei dir zu Hause alles schön ist. Dass dort alle glücklich sind. Du schreibst das ja auch in deinem Brief. Den habe ich meinem Onkel vorgelesen, ich ersetze ihm die Augen. *»Ich weiß nicht, wohin ich komme. Ich weiß auch nicht, was ich besitze. In dieser Stadt, in der für die Bewohner bei Weitem nicht alles rosig ist, habe ich oft das Gefühl, verloren oder unvollständig zu sein.«* Alle Orte, an denen Menschen wohnen, bestehen aus Mangel und Überfluss. Wir hier mit unseren Schlaglöchern und heruntergekommenen Gebäuden können keinen Anspruch auf die Schätze der alten Städte erheben oder dich zu einem Spaziergang auf der schönsten Avenue der Welt einladen. Aber in puncto Lärm sind wir Weltmeister, darauf verwette ich meinen Lohn. In dieser verhunzten Stadt ist es so eng, dass kaum Raum für Stille oder für die Liebe zu Geheimnissen bleibt. Hier berauscht man sich wohl oder übel am Lärm. Und wenn das Ende kommt, legt man sich hin wie ein kranker alter Hund, der es satt hat, vergeblich rumzurennen, und stirbt an einer Überdosis Lärm.

Zweitens musst du wissen: Zwischen dem Lärm und der Stille liegen sieben Stunden Fahrt. Zwischen hier und Anse-à-Fôleur. Auch bei dir zu Hause sind sich die Städte nicht gleich, stell ich mir vor. Es gibt Städte, die schreien, und solche, die flüstern. Es gibt Städte, die lächeln, und solche, die finster dreinschauen. Solche, die grell angemalt sind wie ein Straßenmädchen, das sich jeden Abend verkleiden muss, um in den Kampf zu ziehen. Und andere, die nichts zeigen, nichts verkaufen, weder angeben noch sich zur Schau stellen, sondern unbefangen lächeln, wenn jemand zu Besuch kommt. So ist meine Stadt am Meer. Eigentlich ist das hier meine Stadt. Hier bin ich geboren, ich kenne all ihre Geräusche in- und auswendig. Ihre Ecken und Winkel. Ihre Katastrophen. Aber dort ist auch meine Stadt. Na ja, mein Dorf. Dort habe ich meine Träume eingepflanzt. Und der Boden, in den du deine Träume pflanzt, gehört dir. Der, den du gern deinen Kindern vererben möchtest. Wenn wir dort ankommen, wirst du den Unterschied sehen. In diesem Land gibt es ein Hier und ein Dort. Die Stadt hier ist wehrlos, Skandale in Hülle und Fülle. Jeden Tag kommen auf der Straße genügend Großfamilien an, um eine weitere Stadt zu füllen. Dort, in Anse-à-Fôleur, wohin ich dich fahren soll, gibt es nur wenige

Menschen, ein paar Freunde, eine Handvoll Leute, die sich beim Vornamen rufen und Lärm nicht mögen. Dort sammeln die Kinder noch Muscheln, halten sie ans Ohr, und das Meer singt ihnen, ohne die anderen zu stören, ein leises Lied. Die Erwachsenen heben die Stimme weder für ein Nein noch ein Ja. Sie werden selten böse, und wenn doch, lächeln die Kinder hinter ihrem Rücken, weil sie wissen, das ist nur Theater, ein Scheingewitter, das schnell vorbeigeht. Selbst die Tiere brüllen nicht alle auf einmal, sondern abwechselnd, wenn sie Futter oder Pflege brauchen. Dort schreien die Leute nicht wie hier. Wenn sie sich fürs Schweigen entscheiden, ist sogar ihr Lachen nur an den Augen zu sehen. Und selbst wenn sie reden, versteckt sich hinter ihren Worten noch Schweigen. Wenn du mit deinen Fragen ankommst, werden sie dir hintersinnige Antworten geben, die du nicht verstehst, wenn du zu faul bist zum Denken oder als Kind der reinen Vernunft alles wortwörtlich nimmst. Wenn sie dir mit Binsenweisheiten kommen, etwa dass ein Würfel sechs Seiten hat und die Nacht manchmal länger ist als der Tag, glaub ja nicht, dass sie schwachsinnig sind und nur mit dir reden, um nichts zu sagen, sondern sie geben dir den freundschaftlichen Rat, bei allem die Vorder- und die Rückseite zu sehen. Wenn sie dich fragen, wozu es gut sein soll herauszukriegen, dank welchem Trick die Milch, die doch keine Beine hat, es schafft, bis ins Innere der Kokosnuss zu klettern, dann weil sie dir begreiflich machen wollen, dass nur wenige Dinge es wert sind, ihr Warum, ihre Ursachen und Folgen zu verstehen. Dass es unwichtige Dinge gibt, über

die zu reden sich nicht lohnt, und andere, deren Gründe so tief sind, dass sie sich jeder Analyse entziehen, und die man ihrem Geheimnis überlassen sollte, wenn man glücklich sein will. »Überlassen Sie die Dinge ihrem Geheimnis.« Das werden sie dir antworten. Das hat auch mein Onkel zu dem Ermittler gesagt, der aus der Hauptstadt gekommen war, »um sich über die Ursachen des Brandes zu informieren, der die Zwillingshäuser des Geschäftsmannes Robert Montès und des Obersts im Ruhestand Pierre André Pierre zerstört und den Tod dieser beiden illustren Bürger von Anse-à-Fôleur zu unbestimmter Stunde zwischen Abend und Morgengrauen verursacht hat«. Mein Onkel gehört selbst dem Geheimnis an, wie alle Leute im Dorf. Dabei ist er gar nicht dort geboren. Er hat lange hier gelebt, mitten im Getöse, eingeschlossen in seinem Atelier, und sein Brot damit verdient, Gesichter zu malen, womit er sich im Lauf der Jahre einen guten Ruf als Porträtmaler erwarb. Minister, Damen der Gesellschaft, Honoratioren, Militärs, alte Ehepaare, frisch Vermählte ... er hat alle zahlungsfähigen Gesichter auf Leinwand gebannt, gleich welchen Berufs, Alters, Geschlechts oder welcher Hautfarbe. Das menschliche Gesicht, sagt er, ist die kleinste Einheit der Schönheit und Hässlichkeit der lebenden Gattungen, das kleinste Territorium, auf dem sich Güte und Grausamkeit, Dummheit und Klugheit gegenüberstehen. Als die Ärzte ihm sagten, dass die sich ankündigende Erblindung durch keine Behandlung aufzuhalten sei, hat er dies für sich behalten und beschlossen, sich in einen kleinen Ort zurückzuziehen, am liebsten am Meer. Seltsamerweise hat

ihn das Meer nie gelockt, solange er sehen konnte. Aber seit er im Dunkeln lebt, ist sein Haus an der Küste so etwas wie seine Barke. Er behauptet, dass ein paar Schritte, ein paar Schwimmzüge, eine Bewegung genügen, um sein Leben mit dem des Wassers zu vermählen. Dass man das Gefühl hat, vor allem wenn man nicht dort geboren ist, ein Küstenort sei eine Pforte, und das, was diesseits liegt, das Binnenland, sei weniger groß, weniger gegenwärtig als das, was jenseits liegt: die ganze Weite des Ozeans. Jeden Morgen steht er mithilfe von Solène auf, sie öffnet das Fenster für ihn, und er setzt sich in seinen Sessel, um das Meer zu betrachten. Dort, an seinem Fenster, blind und sehend zugleich, hat er vor zwanzig Jahren den Ermittler aus der Hauptstadt empfangen, der ihn verständnislos ansah. »Überlassen Sie die Dinge ihrem Geheimnis. Jetzt, da ich nicht mehr sehe, finde ich nichts, wie ich mein Dasein auf der Welt besser nutzen könnte, als aus dem Fenster zu schauen. Ja, zwei Männer sind gestorben, zwei Häuser abgebrannt. Aber ist das denn das Wichtigste?! Eines Tages werden auch Sie sterben. Und wenn Ihre Stunde naht, werden Sie sich die Frage stellen, die zählt: ›Habe ich mein Dasein auf der Welt gut genutzt?‹ Wenn die Antwort Nein ist, wird es zu spät sein, zu klagen und etwas zu ändern. Also warten Sie nicht. Die Umstände des Todes liefern keinen Schlüssel zum Verständnis. Der Tod bleibt für den Lebenden das banalste Vorkommnis, das einzige, das unvermeidlich ist. Der Tod gehört uns nicht, denn er liegt vor uns. Aber das Leben ...«